

Vortrag an der Fachtagung der Mission 21 in Basel
Interreligiöse Friedensarbeit
Der Islam gehört zur Schweiz
25. Februar 2019

Das Gegenteil von Angst

Wenn ich ein Gegenüber – wer auch immer das sein mag – als bedrohlich, als gegen mich empfinde, dann ist das nur der Fall, wenn ich davon ausgehe, dass er oder sie mir eigentlich gleich oder zumindest so ähnlich wie möglich sein sollte. Diese Grundannahme machen wir alle. Es ist unser erster Reflex bei der Begegnung mit dem Anderen: Wir gehen nicht von der Differenz aus, wir gehen von der Gleichheit aus.

Ist der Andere nicht gleich, sondern anders, different, dann greifen wir mehrheitlich zum Vokabular der Bedrohung. Entweder ist der oder die Andere *wie* ich oder dann *gegen* mich – entweder, oder. Die Bedrohung, die aus der Angst abgeleitet wird, kommt also nur zustande, wenn der Begegnung der Verschmelzungsgedanke des »Gleichseins« vorausgeht.

Diese Grundkonstellationen können wir an uns selber ablesen: Wie schnell verbünden wir uns *gegen* etwas – und sei es nur klammheimlich –, wie schnell suchen wir Gleichgesinnte und schmiegen uns damit vor allem an uns selbst. Und meiden damit die Reibungsfläche mit dem Anderen, mit der Differenz. Dieses vertraute Gefühl der Nähe über die Gleichheit, die Gemeinsamkeit, ist sehr gefährlich, weil ihm immer der *Ausschluss* inhärent ist.

Jeder Einschluss bedingt auch einen Ausschluss.

Ich ist keine fixe Grösse

Ich möchte dazu vorab erläutern, wie wir in der Psychoanalyse das *Ich* verstehen und definieren: Psychoanalytisch und entwicklungspsychologisch gehen wir davon aus, dass das Ich keine fixe Grösse ist. Nicht etwas Abgerundetes, Finales, das geschützt werden muss. Sondern dass das Ich nur in der Differenz zu einem anderen Ich, zu mehreren anderen Ich überhaupt gebildet werden kann. Das so gebildete Ich ist beweglich, es ist in einem unaufhörlichen Prozess, sich zu verorten in Gemeinschaft, sich zu verorten mit einem Gegenüber, das anders ist als ich. Diese konstante Bewegung, dieser *immerwährende* Prozess, der nicht aufhört, solange wir leben, ist nur unter einer Grundvoraussetzung möglich: dass ich alle anderen, alle, die nicht ich sind, als anders anerkenne, als different zu mir. Und sei es die eigene Mutter, das eigene Kind, die Nachbarn, die Freundinnen und Freunde, kurz: alle, auch diejenigen, mit denen ich eine familiäre, politische, religiöse oder soziale Gemeinschaft bilde, sind nicht ich, sind *anders* als ich.

Sie sind different, und das meine ich ganz grundlegend und wertfrei. So ist mir letztlich auch der Ehemann fremd, auch die eigenen Kinder, einfach weil sie nicht Ich sind. Diese Art der Beziehung, in der Raum bleibt für eine Auseinandersetzung mit dem fremden, mit dem anderen Ich, nennen wir eine intersubjektive Beziehung. Zwei Subjekte stehen zueinander in einer Beziehung der Differenz.
Und das einzig Verbindende in dieser Beziehung ist die Anerkennung der Differenz.

Erst unter dieser Voraussetzung kann ein Raum entstehen, in dem es möglich wird, Kontakt aufzunehmen mit dem anderen Ich, und auch meinem Ich Raum zu geben in seiner Fremdheit gegenüber dem anderen. Raum, um vor dem Anderen zu fremdeln oder von ihm begeistert zu sein, für ihn Interesse zu haben oder nicht, wegen ihm wütend zu sein oder beglückt. Diesen intersubjektiven Raum brauchen wir alle, um Ich zu konstituieren. Fällt er *vollständig* weg, werden wir psychotisch. Gut ablesen können wir das an Diktatoren, ehemaligen und zeitgenössischen: Der Grad ihrer Paranoia nimmt in dem Verhältnis zu, wie ihr intersubjektiver, dialogischer Raum abnimmt.

In diesem Sinne möchte ich heute versuchen, Ihnen aufzuzeigen, wie dieses Dilemma – entweder *für mich* oder *gegen mich* – uns alle prägt und unseren zwischenmenschlichen Diskurs bestimmt. Dieses Dilemma müssen wir erkennen, damit wir für uns selber und für alle anderen einen Raum erschaffen können, der sich ausserhalb von Kampf und Machtansprüchen, ausserhalb von Angst und Bedrohung befindet. Damit wir anerkennen können, dass das *Gegen-über* – das Wort impliziert bereits ein *Gegen* und ein hierarchisierendes *über* – mir nicht gleich ist, dass es *Nicht-Ich* ist. Ganz schlicht und einfach: anerkennen. Ich muss es nicht lieben, dieses Gegenüber. Denn die Anerkennung hat nichts mit Liebe zu tun oder mit Toleranz oder mit Angst – sie ist lediglich die basale Grundlage von Beziehung, jeglicher Art von Beziehung:

Die Anerkennung, dass der Andere Nicht-Ich ist.

Wir wissen aus Umfragen in Deutschland, dass Feindlichkeit gegenüber anderen Ethnien, Geschlechtern, Klassen und Religionen *nicht* parteigebunden ist. Dass vom linken bis zum rechten Spektrum feindliche Haltungen gegenüber dem Fremden anzutreffen sind, eher heimlich und unausgesprochen bei den Linken, sehr offen im rechten Flügel, der als Wahlslogan immer wieder eine Säuberung vom Fremden verspricht. Dabei greifen Rechtspopulisten gerne den Begriff *Reinheit* auf, mit dem sich nicht wenige identifizieren können. Wer möchte denn nicht *rein* sein – das heisst frei von Konflikten leben, in einer Welt, in der alles schön sauber geregelt, alles wohl geordnet ist? In einer Ordnung, die mich als Subjekt bestärkt und schützt. In der das Gute hier und das Böse dort ist. Und die entlang dieser Linie einen Normenkodex bietet, der das Leben regelt und alles ausschliesst, was nicht identisch ist. Wer möchte nicht ab und zu eine solch schöne Klarheit, die uns Ruhe verspricht vor der Auseinandersetzung mit dem Anderen, vor der Auseinandersetzung mit sich selber?

Doch solange es Menschen gibt, gibt und wird es Bewegung geben, und das bedeutet Auseinandersetzung. Das ist keineswegs ein Nachteil, sondern eine lustvolle und interessante Herausforderung, das ist Wachstum. Die Vorstellung eines konfliktfreien Paradieses hingegen wird uns zum Verhängnis: Sie entwertet die Arbeit an der Auseinandersetzung mit der Differenz und bringt die Lust an der Differenz und die Lust, sich in diesem intersubjektiven Raum zu treffen und zu bewegen, zu Fall.

Aus diesen Gründen bin ich aufmerksam gegenüber jeder Politik, die sich am Anderen stösst und sich darüber definiert. Die den Begriff *Reinheit* und damit *Richtigkeit* zwar nicht wortwörtlich in den Mund nimmt, aber bestimmen will, wer dazu gehört und wer nicht, was anerkennenswert sein soll und was nicht. Es ist eine Politik der Spaltung: Die Idee einer schützenswerten Reinheit, die das Gegenüber gleichsam zum tödlichen Krankheitserreger stigmatisiert, ist sehr gefährlich. Weil sie uns verführt und bei der Sehnsucht abholt, frei von Konflikten sein zu können, frei von der Arbeit an und der Auseinandersetzung mit Beziehung. So vermag sie Mehrheiten hinter sich zu scharen, die nur über unserer aller Beitrag zu erreichen sind. Also beginnen wir *bei* und *mit* uns selber.

Ichbildung in der Differenz

Dazu möchte ich Ihnen vorab unsere Bindungsmuster aufzeigen. Als soziale Wesen sind wir abhängig von Gemeinschaft, von mindestens einem Gegenüber, weil sich *Ich* nur bilden kann in der Differenz zu einem anderen Ich. Unsere gängigen Bindungen basieren auf zwei Grundfesten: auf der Schuld und auf der Angst. Ich spreche hier nur von den Bindungen der Menschen in der ersten Welt, denn ich kenne nur diese Forschungen und bin über die Auseinandersetzung in meiner Praxis darin geübt, diese Bindungen zu erkennen.

Schuld und Angst also – das mag vorerst erschrecken. Doch wagen wir uns näher an das Geschehen, müssen wir feststellen, dass der Anteil der Schuldgefühle in unseren Bindungen gross ist, ja ich wage zu behaupten, dass sie geradezu die Funktion eines Bindungskittes haben.

Denn wer leidet in einer Bindung mit einer nahestehenden Person nicht unter Schuldgefühlen? In der Bindung mit den Kindern, den Partnern? Oftmals leiden wir auch unter der Angst, nicht mehr geliebt zu werden, wenn wir dies oder jenes tun. Ich hatte 30 Jahre eine psychoanalytische Praxis in Zürich: Das Leiden an Beziehung bleibt das Hauptthema. So werden die Schuld und die Angst, beziehungsweise der Versuch, diese zu beruhigen, zum eigentlichen Beziehungskitt. Wir regulieren damit unsere Beziehungen und versichern uns so des Partners: Denn was kittet uns stärker zusammen als das Gefühl, dass der Andere in meiner Schuld steht? Was schwächt ihn am meisten? Angst und Schuldgefühle. Ich hatte eine Patientin, die versicherte mir in grösster Seelenruhe, dass sie mit der Inszenierung von sich selbst als Opfer vom Handeln ihres Mannes, ihm lähmende Schuldgefühle vermitteln könne. So sagte sie: »Er wird nie mehr fremd gehen!« Einem anderen Menschen Schuldgefühle einzufliessen heisst, ihn in Angst zu versetzen und so Macht über ihn zu gewinnen.

Das ist unlustig, so unlustig, wie diese Beziehungen dann halt aussehen. Wir können das ablesen am Einbruch des sexuellen Begehrens und der kreativen Auseinandersetzung einerseits und an der Zunahme der häuslichen Gewalt oder der familiären Leblosigkeit andererseits.

Autonomie und Subjektivität

Warum empfinden wir die Anderen, die in ihrem Anderssein auch anders handeln, als Bedrohung? Als Bedrohung für unser Selbst, unsere Subjektivität und unsere Autonomie, sei es nun auf der individuellen oder der gesellschaftlichen Ebene? Entweder fühlt sich eine Person in ihrem Ich bedroht oder eine Nation, eine Ethnie, eine Religionsgemeinschaft in ihrem Wir.

Die Autonomie und die Subjektivität des Individuums oder des Volkes – dieses ist als hochgerechnetes Ich zu betrachten – haben eine Idee zur Grundlage, über die wir nachzudenken haben:

Autonomie heisst in dieser Lesart: *unabhängig* zu sein vom Anderen, von Gemeinschaft; und *Subjektivität* impliziert, dass es so etwas gibt wie ein stabiles Ich, das gesetzt ist, vielleicht von Geburt an oder vielleicht im Laufe der Kindheit und des Aufwachsens erworben. Dieses Ich gilt es jetzt zu schützen vor Einflüssen, die es beschädigen, ihm diese Reinheit und Unversehrtheit, diese *Un-Schuld* nehmen könnten. Denn ohne diese wäre es imstande, autark und unabhängig von einem Aussen zu funktionieren.

Nur dieser Vorstellung von einem abgeschlossenen Ich, von einem, das frei von Prozessen ist, frei von intersubjektiver Bewegung und Begegnung, kann die Idee entwachsen, der Andere, Differente sei bedrohlich. In dieser Vorstellung wird das Aussen, der Andere, die Welt immer nur als Faktor, der die Unschuld versehrt dargestellt, ja sogar empfunden.

Die Begriffe Unschuld und Reinheit implizieren also bereits eine Bedrohung.

Das Begehren löst die Bedrohung ab

Mit anderen Worten: Entsteht ein *Begehren* – und zwar nicht nur im sexuellen Sinne, sondern als Neugierde und Lust zu verstehen – ein Begehren nach dem Anderen, Fremden, nach dem Nicht-Ich, würde es die bestehenden Machtstrukturen gefährden. Das Begehren, sagte Sigmund Freud, sei subversiv, das heisst, es hält sich nicht an machtstrukturierte Konventionen. Das Begehren ist unabhängig vom Geschlecht, von der Schicht, von der Ethnie, von der Religion. Gerade die Heterogenität kennzeichnet dieses Begehren nach dem Anderen. Und aus diesem Grund gilt es – sollen die bestehenden Machtverhältnisse nicht gefährdet werden –, dieses Begehren in Konventionen zu binden, zu regulieren, um ihm die Kraft der Subversivität zu nehmen. Die Angst, von der wir hier sprechen und die Thema dieser Tagung ist, liesse sich also tatsächlich durch das Begehren ersetzen:

durch die Neugierde, die Lust, den Anderen und sich neu zu entdecken.

Sigmund Freud schrieb 1930 in *Das Unbehagen in der Kultur*: »Es ist einfach das Programm des Lustprinzips, das den Lebenszweck setzt. An seiner Zweckdienlichkeit kann kein Zweifel sein, und doch ist sein Programm im Hader mit der ganzen Welt.«

Das Gegenüber als bedrohlich und angsteinflössend zu verorten, ist Teil eines Machtdiskurses, eines sehr aggressiven Opfer/Täter-Diskurses. Diesen Diskurs kennen und bewirtschaften wir alle, er geht uns ganz locker von der Hand: Inszenieren wir uns als Opfer, zum Beispiel als Opfer des niessenden Gegenübers im Tram – ist dieser Erkältete sofort positioniert: Er ist einer, der an uns schuldig wird, der unsere Gesundheit gefährdet. Die Opferposition ist eine der subtilsten und hässlichsten Aggressionen, eine der gängigsten auch, weil ein Opfer – zumindest in unseren Breitengraden – per se im Recht ist. Die unschuldige Position ist und bleibt die stärkste.

Zu unserer Entlastung muss ich sagen, dass wir die Alternative, den intersubjektiven Diskurs, nicht kennen – oder vielleicht nicht *mehr* kennen? Wir haben keine Erfahrung damit, dass wir diesem Menschen ein Taschentuch reichen und uns so selber auf eine freundliche Art ins Spiel bringen anstelle mit der Aggressivität, die einem angeblichen Opfer eigen ist. Wir haben keine Erfahrung damit, dass unser *Ich* ins Spiel kommen kann, ohne das *Ich* des Anderen zu verdrängen oder zu entwerten. Keine Erfahrung damit, unser *Ich* ins Spiel zu bringen, ohne manipulativ das *Ich* des Anderen als Täter zu verorten. Uns fehlt die Erfahrung, das *Leiden am Anderen*, dieser aggressive Opferdiskurs, nicht mehr zu bedienen, uns fehlt der alternative Beziehungsdiskurs.

Dieser Andere bedroht in Wahrheit nämlich gar nichts und niemanden. Er niest, um bei diesem Beispiel zu bleiben, und ich will nicht auch niessen müssen, also angesteckt werden. Jetzt haben wir eine Lösung zu finden, da wir nebeneinander im selben Tram sitzen. In der Anerkennung der Differenz wird der Erkältete einsehen, dass er ansteckend ist. Die intersubjektive Kommunikation könnte sein, dass ich den Platz wechsele und mich verabschiede, dass der Andere den Platz wechselt, dass ich oder auch er ein Taschentuch vor die Nase hält beim Niessen – es gibt viele Möglichkeiten. Voraussetzung für diese Handlung ist, dass die Anerkennung der Differenz – er ist erkältet und ich will es nicht werden – erfolgt. Damit ist die *Bedrohung*, angesteckt zu werden, weg. Einfach weg. Bleiben tut einzig die *Tatsache*, dass Erkältung ansteckend ist.

Die Bedrohung, die Angst macht, wird im intersubjektiven Dialog umgeformt in eine realistische Tatsache, nämlich dass eine Erkältung ansteckend ist und hier nun eine Lösung gefunden werden muss. Punkt und fertig. Nicht mehr und nicht weniger. All das geschieht ausserhalb des Schuld- und Opferdiskurses. Ausserhalb des Leidens am Anderen. Nur hier kann es wirkliche Lösungen geben, die den Bedürfnissen beider gerecht werden, die ohne jegliche Form des Machtkampfes zustandekommen. Die Kränkung, die entsteht, weil der Erkältete nicht merkt, dass ich nicht angesteckt werden will, weil er nicht merkt, dass er meine Gesundheit bedroht und deshalb vielleicht aussteigen sollte, – diese Kränkung eines angeblichen Opfers ist nur möglich, wenn – wie ich anfangs gesagt habe – der Andere mir gleich zu sein hat. Es handelt sich also um ein Denken in der

Ich-Vergrößerung: Der Andere hat zu merken, was ich will oder was ich nicht will. Solche Non-Kommunikationen bestimmen unseren Alltag und bedienen die Vorstellung eines Grössen-Ich, in dem der Andere einverleibt ist. Damit wird jegliche Art der Begegnung zur Kampfansage. Jede Begegnung, nicht nur diejenige mit dem Andersgläubigen.

Wir alle sind an diesem Diskurs beteiligt und können/dürfen uns selber nicht ausschliessen. Wir sind Teil davon. Wir verführen und werden verführt, zusammen mit Anderen die Idee eines Grössen-Ich zu teilen und daran zu partizipieren. Und damit Macht zu haben.

Die Bedrohung als Projektion

Die Bedrohung kann auf diesem Hintergrund als eine Projektion entlarvt werden. Jede Projektion ist aggressiv, weil sie nie etwas mit der anderen Person zu tun hat. Auch »schöne« Projektionen haben nie etwas mit ihr zu tun und sind daher ebenfalls aggressiv: Die in vielen Gedichten verehrte und angebetete Frau, die unerreichbare Schönheit, die selbstlose Mutter – das alles sind idealisierende Projektionen, die die Frau entpersonifizieren, entsexualisieren und damit entwerten. Umgekehrt übrigens auch: den Mann als Halt und Sicherheit bietenden Beschützer, als unerschütterlichen Fels, als mutigen Helden zu verstehen, entsexualisiert und entpersonifiziert auch ihn. Dieser Mann ist für viele Frauen sexy, weil diese Attribute als sexy gehandelt werden und nicht, weil wir *ihn* begehren, den *anderen*, das Nicht-Ich.

Den Anderen als Bedrohung zu verorten ist also eine Projektion und damit eine Aggression. Und dann in der Folge noch Angst vor ihm zu haben, ist das Pünktchen auf dem i.

Das einzige, was vom Anderen, Fremden bedroht wird, ist das vergrösserte Bild des Ich, das Bild eines monomanen Grössenselbst. Nur ein solches Ich kann in Anbetracht eines Fremden, eines Nicht-Ich bedroht sein – sonst nichts, wirklich nichts.

Den Anderen, Fremden als bedrohlich zu stigmatisieren, ist Teil eines Machtkampfes auf der Basis des Opfer- und Täterdiskurses. Darin unterscheiden wir uns nicht von grossen Diktatoren und der europaweit aufsteigenden Rechten – die Aggression steckt im Opfer- und Schuldiskurs. Nehmen wir die deutschen Nationalsozialisten, die sich als Opfer der Juden verstanden. Nehmen wir Trump, der sich als Opfer der Medien und des politischen Establishments sieht und der sein Volk als Opfer der Einwanderer wahrnimmt. Es gibt unendlich viele solcher Beispiele. Der Opferdiskurs ist mächtig, verhilft zu Macht und garantiert diese, weil wir ihn alle mehr oder weniger bedienen. Der Opferdiskurs spaltet und ist das Gegenteil vom intersubjektiven Diskurs. Diese Spaltungstendenzen nehmen zu und äussern sich über die Empfindung einer Bedrohung.

Das angebliche Opfer geht von einer Reinheit, Unberührtheit und Unschuld aus, wie wir sie mit einem Neugeborenen verbinden. Es ist eine *regressive* Idee. Sie impliziert, dass die Berührung mit der Welt, mit dem Aussen, mit dem Anderen schädlich sei und nicht lustvoll, kreativ, nicht eine Berührung, die der Neugier entspringt und Lust macht, an der Gestaltung der Welt mitzuwirken. Dabei handelt es sich um reine nostalgische Projektionen, eine Sehnsucht nach den guten alten Zeiten, wo man in der Unschuld aufgehoben war, beschützt durch den Vater und umsorgt von der Mutter, einer Zeit, in der man die Verantwortung für sich selbst noch nicht übernehmen musste. Auch das ist eine Projektion: Das Kind übernimmt Eigenverantwortung, keine Frage. Sie wird ihm nur nach und nach abgewöhnt.

Mit dem Opferdiskurs erst wird die Schuld und damit die Angst in Bindungen begründet und etabliert. Das Opfer ist, wie bereits erwähnt, per se unschuldig. Anstelle diese Unschuld infrage zu stellen, wird – so auch im politischen Diskurs – der Fokus auf die Täter gelegt. Der eindeutigste Beweis dafür: Die Ausgrenzung der Anderen ist in vollem Gange und wird damit gefährlich, weil Ausschluss radikalisiert.

Umgang mit Ängsten

Ich möchte auf die Ausgangsfrage der Tagung zurückkommen, wie wir mit den Ängsten umgehen wollen/sollen, und möchte sie folgendermassen beantworten:

Wir müssen erkennen, dass unsere Ängste vor dem Fremden, dem Anderen in unseren eigenen Macht- und Beziehungsstrukturen verankert sind. Die Islamophobie zum Beispiel ist als Projektion einer Bedrohung nur die Spitze des Eisbergs, der unsere Grundstruktur in der Beziehung zu einem Anderen, zu einem Nicht-Ich zum Ausdruck bringt. Daher ist eine Reflexion über diese aggressiven Projektionen eine Chance für uns, alles zu hinterfragen, zu überdenken und neu zu regeln. Damit die Ich-Vergrösserung nicht mehr verführerisch ist, damit nicht mehr mit Einschluss oder Ausschluss aus Bindung, aus Gemeinschaft operiert wird, um damit Begegnung zu regulieren.

Die Rechtspopulisten holen sich ihre Wählerschaft, indem sie alle ausgrenzen, die ihr Ich nicht vergrössern, indem sie alle, die anders sind, als Zerstörer von Ich und Subjektivität bezeichnen.

Dieses Narrativ müssen wir ändern.

Es geht meines Erachtens nicht darum, einen Weg zu finden, wie wir die Andersdenkenden und Andersgläubigen integrieren, beziehungsweise wie wir aufhören können, sie auszuschliessen. Vielmehr geht es darum, gemeinsam einen Weg zu finden, um aus der Misere herauszukommen, dass unsere Bindungsstrukturen keine Antwort auf die Frage bieten, wie wir mit all den Menschen umgehen, die nicht Ich sind. Und das sind ja alle.

Genau dasselbe Problem haben nämlich auch die Andersdenkenden und Andersgläubigen. Auch sie sind in hierarchischen Bindungen aufgewachsen und kulturell verankert, sei es in der Familie, in der Gemeinschaft, in der Religion und so weiter. Auch dort wird aus- und eingeschlossen, werden Opfer und Täter geformt, auch bei ihnen wird die Schuld als Instrument der Bestrafung genutzt, auch bei ihnen geht es um eine Ich-Vergrösserung oder den Ausschluss, wenn diese Ich-Vergrösserung gefährdet ist.

Dieses Narrativ müssen wir *alle* ändern.

Genauso geht es heute nicht mehr an, gegen das Patriarchat zu wüten – wir haben das in den 1970er Jahren abgehandelt und uns ausgetobt im Kampf *gegen* – nun ist auch hier die Zeit gekommen, *gemeinsam* einen Weg zu finden, um Gleichwertigkeit und Gleichstellung zu erwirken. Es sollte nicht mehr darum gehen, dass die Frauen die gleichen Rechte wie die Männer haben, sondern es geht um das Etablieren eines *intersubjektiven* Diskurses, der den Diskurs des hierarchischen Gefälles *vollständig* ersetzt.

Wenn also unser heutiger Begriff von Autonomie und Subjektivität ein Ich impliziert, das unabhängig von einem anderen Ich bestehen kann, ein Ich, das eine fixe Grösse ist und das vor ungünstigen Einflüssen geschützt werden muss, ein Ich, das vergrössert werden kann durch den Anderen, der gleich ist und denkt wie ich – dann verharren wir im Strudel unserer aktuellen Probleme wie Fremdenhass, Fremdenfeindlichkeit, Angst vor dem Fremden und Angst vor dem Anderen. Im Strudel des Ausschlusses und Einschlusses, im Strudel der Einsamkeit, im Strudel des Hasses und des Neides.

Doch Autonomie und Subjektivität sind keine stabilen Grössen. Die Idee der Reinheit und Unabhängigkeit des Ichs ist eine Erfindung. Es ist ein christlicher und kapitalistischer Mythos, ein regressiver Mythos, um Machtinteressen zu etablieren. Wer rein und unberührt ist, hat keine Macht, um die Welt mitzugestalten und die bestehenden Machtverhältnisse zu destabilisieren. Diese Person bleibt unwirksam. Und da sie ohne Wirksamkeit ist, braucht sie eine Person, die wirksam ist, eine, die die Verantwortung übernimmt, um diejenigen, die keine Wirksamkeit haben, zu vertreten. So wird der Führer geboren. Der Führer als Ich-Vergrösserung. Die Ich-Vergrösserung von Wirkungslosen. Ein Führer ist im Diskurs der Reinheit und Wirkungslosigkeit notwendig und unentbehrlich.

Die Wirkungslosen stellen ihre eigene Wirkungslosigkeit nicht infrage, sondern delegieren Wirkungsmacht an eine andere Person, sei es an eine Politikerin, ein religiöses Oberhaupt, an den Arbeitgeber, den Mann, die Frau.

Indem dieses Führer-Ich sich mit all diesen projektiven Vergrößerungen identifiziert, verliert es sich selber aus den Augen. Ohne diese Vergrößerungsspiegel bricht das Ich in sich zusammen, und es bleibt *nichts* davon übrig, weil es nur als Projektion bestehen kann. Die Allmachtsphantasie wird zur realen Ohnmacht. Die Geschichte vieler Diktatoren endete mit ihrer Ermordung oder mit ihrem Suizid, um der Ermordung zu entgehen. Der gewaltsame Tod ist Ausdruck einer totalen Ohnmacht, einer tödlichen Machtlosigkeit.

Der intersubjektive Raum

Im intersubjektiven Raum besteht kein Machtgefälle. Der Andere – also alle, weil alle Anderen nicht Ich sind – wird als Subjekt und anders als Ich anerkannt. Damit fällt einerseits die Idee von Grösse und von Mächtigkeit einfach einmal weg – das möchten natürlich die meisten Machtträger nicht – und das sind in unserer institutionalisierten Welt sehr viele. Andererseits verliert sich die Einsamkeit des Ichs und macht einem Aufgehobensein in der Gemeinschaft Platz, weil das Ein- und Ausschlussmuster nicht mehr wirksam ist. Die Anerkennung des Anderen als *anders als ich* eröffnet uns einen kreativen Raum, der nicht mehr bestückt ist mit Angst und Druck, mit Kampf und Wettbewerb. Das alles mag jetzt ein wenig utopisch klingen – ich bin jedoch keine Utopistin und zu sehr Psychoanalytikerin, um nicht zu wissen, wie schwierig gerade das Einfache ist. Es bedingt nämlich, dass wir bereit sind, den Hass und die Missgunst aufzugeben.

Wohin gehe ich dann mit meiner Grössenvorstellung, wonach ich es besser weiss als der Andere? Wohin mit meinen Projektionen, dass immer der *Andere* die Schuld trägt und ich ohne Verantwortung bin? Wohin mit meinen Aggressionen, wenn der andere nicht so will, wie ich es möchte? Wohin mit mir, wenn ich von ihm keine Zustimmung erhalte? Wohin mit meinem Helfersyndrom, das den Anderen in eine untergeordnete Position schiebt und mich als bescheidenen Helfer über ihm platziert?

Was ist denn ohne diese strukturgebende Hierarchie, die unseren Alltag regelt? Die ihm eine sogenannte Ordnung gibt? Eine Ordnung, die auf dem Defizit basiert, auf der Unter- und Überordnung, auf einem Gefälle? Warum zum Beispiel wird in der Bildung davon ausgegangen, dass das Kind ein Defizit habe, das mit Bildung zu beheben sei? Und nicht vielmehr davon, dass ein Kind sowieso alles wissen will?

Und wird die organisierte und institutionalisierte Ordnung nicht eingehalten, kommen die Bestrafungsmechanismen zum Tragen, die im Dienste dieser Ordnung stehen. Legitimiert werden sie mit dem Argument, dass ohne Ordnung eine gewalttätige Anarchie herrschen würde.

Innerhalb der bestehenden Machtstrukturen werden wir nie dialogisch interagieren können, weil dieser Diskurs hier gar nicht existiert. Nur gemeinsam können wir den intersubjektiven Raum eröffnen. Dieser Raum entsteht aus der Anerkennung des Anderen als anders als ich, als Nicht-Ich. Er entsteht aus der Anerkennung der Differenz. Der intersubjektive, der dritte Raum wird eröffnet, in dem jeder und jede Teil dieses Raumes ist, ohne an Autonomie und Subjektivität einzubüssen: Er oder sie muss nicht anders sein oder werden – er oder sie *ist* anders. Es gilt nicht, irgendein Defizit beheben zu müssen, denn diese Begrifflichkeit besteht nur im Gefälle einer Machtstruktur.

In der Psychoanalyse gehen wir davon aus, dass Ich nur in der Interaktion mit dem Anderen überhaupt entstehen kann. Dieses *Ich* ist in permanenter Bewegung, weil das Aussen auch in permanenter Bewegung ist. Wir kommunizieren mit der einen Person so, mit der anderen anders,

wir haben zur einen Person diese Nähe und zur anderen diese Distanz, wir sind einmal osmotisch offen und einmal verschlossen, ein steter Fluss der Bewegung und damit eine ständige Herausforderung der Begegnung mit dem Anderen und mit sich selbst. Gleichzeitig kommen wir im intersubjektiven Raum von der Idee weg, dass alles Nicht-Ich feindlich ist. Ganz im Gegenteil: Wir entwickeln eine Neugierde, eine Lust, weil im intersubjektiven Raum mit dem Anderen erst Lust und Begehren stattfinden kann, da die Angst und die Schuld das Begehren nicht an seiner Entfaltung hindern.

Lust und Begehren – und ich meine dies nicht nur sexueller Art – setzt die Neugierde nach dem Anderen voraus, sie erhält keine Nahrung in der Angst, im Kampf, im Wettbewerb, in der Schuld – ausser sie wird pervers. Und das haben wir ja zur Genüge, sichtbar nicht zuletzt in all den aufgedeckten Missbräuchen und dem unentwegten Florieren des Sexbusiness.

Der intersubjektive Raum kennt keinen Kampf. Hier erweist sich der Mythos, dass Kampf und Wettbewerb stimulierend sind, als Trugbild. Kampf und Wettbewerb stimulieren nur den Versuch, die Angst zu beruhigen. Das hat schon Karl Marx vor 150 Jahren erkannt, als er sagte, dass der Mensch kein Humankapital sein darf.

Der intersubjektive Raum bedient nicht die bestehenden Machtstrukturen, den Herrschaftsdiskurs, denn diese brauchen ein Machtgefälle als Grundlage. Aus diesem Grund wird auch die Psychoanalyse als psychotherapeutische Methode seit Jahrzehnten angegriffen, denn sie hat primär zum Ziel, das Wohlbefinden der Patienten wieder herzustellen und nicht den Auftrag, sie an das System anzupassen.

Kann ein Individuum sein Wohlbefinden wieder selbst regulieren, wird es einen kreativen Umgang finden mit sich und der Welt und wirksam werden in der Gestaltung dieser Welt. Diese Wirksamkeit ist im bestehenden Herrschaftsdiskurs nicht gefragt, sondern wird als subversiv stigmatisiert. Denn in der Psychoanalyse soll jegliche Form von Machtansprüchen, auf welchem Feld sie auch immer vorkommen, erkannt werden, um dem Individuum in jeder Situation die Möglichkeit einer *bewussten Wahl*, einer *bewussten Entscheidung* zu gestatten.

Wegen dieser Subversität wurde Sigmund Freud vor zirka 120 Jahren aus der Ärztesgesellschaft ausgeschlossen, als er seine Thesen einer frühkindlichen Sexualität und früher Missbräuche publizierte. Alles, was uns von seiner Theorie heute selbstverständlich ist, führte damals zum Ausschluss. Freud war ursprünglich ein normaler Mediziner, der sich nach dem Studium der neurologischen Forschung zuwandte. Er war der Wegbereiter des Kokains als Medikament, dann lernte er in Paris die Anwendung der Hypnose in der psychiatrischen Behandlung kennen, aus der er dann die Psychoanalyse entwickelte.

So ähnlich werden heute Andersgläubige, etwa Muslime, zur subversiven Unterwanderung unserer Ordnung, zur Bedrohung dieser Ordnung stigmatisiert: Die bestehenden Machtstrukturen würden, so die Projektion, in ihren Grundfesten erschüttert, gar aufgehoben werden. Aus der Sicht des Ichs oder einer Nation als feste, abgeschlossene Grössen stimmt das natürlich.

Ich gehe davon aus, dass der Islam für uns hier in der Schweiz die Variation eines Themas ist, das wir – und ich meine damit uns alle – angehen müssen, um die Grundlage *unserer* Beziehungsstrukturen und deren Spielarten infrage zu stellen. Auf welchen Machtkonstellationen wird aufgebaut und welche Interessen stehen dahinter? Dasselbe muss auf der Seite der Andersgläubigen geschehen, damit wir zusammen einen Raum der Auseinandersetzung schaffen können, einen intersubjektiven Raum der Anerkennung des Anderen als Nicht-Ich. Vielleicht können wir gerade die Auseinandersetzung mit dem Islam nutzen, auf beiden Seiten, um die Strukturen infrage zu stellen, die es verunmöglichen, einen Dialog zu finden.

Mit der *Integration* des Anderen, des Nicht-Ichs, ist es nicht getan. Denn Integration bedeutet nicht eine Begegnung zwischen zwei »Anderen«, sondern hat einen hegemonialen Anspruch. Demgemäss ist der Andere es wert, integriert zu werden. Aber über die Integrationswürdigkeit entscheidet nur eine Seite.

Ich sehe in der Islamdiskussion eine grosse Chance, um *gemeinsam* einen neuen Raum zu erschaffen, einen kreativen, um Begegnung zu ermöglichen in der gegenseitigen Anerkennung des Anderen als Nicht-Ich. Eine hegemoniale Idee, wie sie der Integration zugrunde liegt, übernimmt die Vorstellung eines Grössen-Ich, und das führt, wir sehen es, in die Sackgasse.

Im intersubjektiven Narrativ wird auch der Begriff der *Toleranz* überflüssig. Die Idee der Toleranz vertritt, wie jene der Integration, eine imperialistische Position. Toleranz ist Teil des Herrschaftsvokabulars, weil dabei nur die *eine* Seite autorisiert ist, dem Anderen gegenüber tolerant und nachsichtig zu sein. Auch hier treffen wir auf eine Grössenphantasie. Toleranz ist ein Angebot, innerhalb der bestehenden Machtstrukturen dem Anderen, dem Nicht-Ich, zu begegnen. Damit wird der Machtmensch zum Gutmenschen. Auch das ist Macht.

Wenn ich mich in Toleranz übe – so habe ich mich gefragt, was passiert dann mit mir? Die Suche nach Synonymen des Wortes Toleranz ergibt Begriffe wie Duldsamkeit, Friedlichkeit, Hochherzigkeit, Grosszügigkeit, Gütigkeit, Nachsicht, Geduld, Rücksicht, Gnade. Was nun heisst das für *mein* Ich? Wird es durch die Toleranz aufgelöst? Oder teilweise reduziert? Schiebe ich ein Stück Ich beiseite, um dem anderen Ich Platz zu machen? Auch hier geht es um Raum. Doch es ist nicht ein Raum, der sich uns als dritter, gemeinsam gebildeter Raum im Zusammentreffen mit einem anderen Ich eröffnet, um uns gegenseitig zu erkunden, miteinander zu streiten, aufeinander neugierig, wütend zu sein und so weiter. Vielmehr ist es ein Innenraum, so würde ich ihn jetzt einmal bezeichnen, der dann wie eine innere Beule fühlbar wäre. Er bedeutet eine Einschränkung meiner eigenen Ausdehnung, damit der Andere Platz erhält. Doch wohin dann mit meinen Aggressionen, die sich bilden, weil ich in meiner Gutherzigkeit Teile meines Ichs ausser Acht lassen muss? Wir dürfen nicht den aggressiven Anteil unterschätzen, der der Toleranz innewohnt. Nebst der Aggression gegen den Anderen kommt es auch zu einer Aggression gegen sich selbst. So ist die Begegnung in der Toleranz per se aggressiv aufgeladen, auch wenn vordergründig alles anders aussieht.

Der fehlende dritte Raum

Herrscht zwischen den Menschen Krieg, Gewalt und Angst, dann bedeutet das nicht, dass sich im intersubjektiven Raum nun Gewalt und Kampf abspielen – es bedeutet, dass dieser Raum ganz und gar *fehlt*, aufgelöst ist. Es gibt ihn nicht oder nicht mehr. In diesem Fall spielt sich Begegnung nicht mehr in einem von mindestens zwei Personen eröffneten dritten Raum ab, sondern es kommt zu einem Kampf, einem dyadischen Kampf um die Vorherrschaft des Einen und die Unterwerfung des Anderen. Das Ziel ist Macht und Vorherrschaft, Ich-Vergrösserung, Einschluss und Ausschluss aus dieser Ich-Vergrösserung. Entweder, oder. Inklusion, das derzeitige Modewort, bedeutet in diesem Kontext Einverleibung des einen in das andere Grössen-Ich. Inklusion, lat. in-cludere, bedeutet »einschliessen«. Es stellt sich die berechtigte Frage, *wer* in *was* einschliesst? Zu wessen Vergrösserung? Zu wessen Vernichtung?

Die Distanz, die zwischen zwei Personen immer besteht, weil der Andere eben Nicht-Ich ist, kann in diesem dualen Raum nicht mehr reguliert werden. Der Andere muss vernichtet werden, um nicht selber vernichtet zu werden.

Diejenigen, die Angst vor den Andersgläubigen haben, zeigen uns auf, dass sie die Nähe und die Distanz zum Anderen/Fremden nicht regulieren können. Das heisst, dass sie in einem dyadischen System gefangen sind und ihnen nur der Ausweg bleibt, die Anderen als bedrohlich, als mögliche

Täter auszuschliessen oder über die Toleranz und den Inklusions- und Integrationsgedanken einzuschliessen. Beides wird keinem von beiden gerecht. Beide sind hier Verlierer. In dieser Aussichtslosigkeit bewegen wir uns zurzeit.

Erst der intersubjektive Raum ermöglicht den Beteiligten, ihre eigenen Erfahrungen mit dem Gegenüber zu machen. Vielleicht geht auch das Gegenüber von hegemonialen Machtansprüchen aus. Vielleicht fühlt es sich ebenfalls bedroht. Vielleicht sind beide Seiten in denselben Opfer/Schuld-Diskurs verwickelt? Bewegen auch sie sich in denselben Vorstellungen von Grössen-Ich, von Aus- und Einschliessen?

Sollte dem so sein, dann ist es jetzt umso mehr an der Zeit, dieses Muster zu erkennen, um zusammen ein Terrain zu erschaffen, auf dem das Andere als Nicht-Ich, als different anerkannt werden kann. Und zu erkennen, dass das einzig Verbindende in Beziehungen die Anerkennung der Differenz ist. Der intersubjektive Diskurs ist unsere Chance, um gemeinsam den bestehenden Herrschaftsdiskurs zu reflektieren. Und damit auch uns.

Sie hören mir jetzt zu und denken vielleicht: Sie redet Stuss oder was sie sagt, ist stimmig. So befinden wir uns mitten in diesem dritten Raum. Was ihn aber gefährdet ist, wenn meine Thesen entweder als Dogma angenommen oder dogmatisch verworfen werden, um einem anderen Dogma Platz zu verschaffen. Damit würden wir uns im dualen Raum des Kampfes, des Krieges befinden.

Anders ist es hingegen, wenn meine Thesen als Denkanstoss angesehen werden. Dann befinden wir uns im dritten Raum, in dem jeder Gedanke einen neuen kreiert, in einem Raum, der nie abgeschlossen werden darf, weil jeder Abschluss die nächste Bewegung verhindert, den nächsten Gedanken blockiert und Unterwerfung fordert. Damit wird der Prozess des Lebens, eines jeden Lebens als Teil des Lebens all jener, die Nicht-Ich sind, aufgehalten.

Wunderbarerweise erzeugt ein solches Verhalten sofort Leiden. Körperlich und psychisch. Denn der Mensch ist so beschaffen, dass er sofort mit Leiden und Unlust reagiert, wenn ihm etwas abverlangt wird, das nicht übereinstimmt mit seiner Psyche und seinem Körper. Dieses Leiden ist ein Indikator, dass etwas geändert werden muss.

Es stimmt, es ist einfacher, am bestehenden Diskurs mitzumachen, als ihn zu verlassen. Nicht nur, weil das Neue fremd ist – sondern vor allem, weil uns die Arbeit an der *Anerkennung des Anderen als Nicht-Ich, als different*, einem jeden von uns *alle*, wirklich alle Grössen- und Machtvorstellungen von Ich und Nation nimmt. Und wer will denn diese Vorstellungen schon aufgeben?